

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die Sonne hatte sich gesenkt. Ihr gedämpfter Schein schien auch den Lärm des Festes zu beruhigen. Als Jan auf die Terrasse von Conslans kam, wo Richelieu ihn erwartete, fand er weltabgeschiedene Stille.

„Ah! Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid, Herr von Werth. Nehmt Platz, ich bitte Euch.“ Er winkte den Kavalier zu sich. „Raimonville,“ sagte er, „ich wünsche nicht gestört zu werden.“

Der Edelmann ging langsam zurück, bis zu seinen Kameraden. Sie wandelten auf der untersten Terrasse langsam auf und ab.

„Ich habe Eure Eminenz nicht auf dem Feste bemerkt,“ sagte Jan, „sonst hätte ich ohne Zweifel —“

„Die Geschäfte verbieten es mir fast gänzlich, an Vergnügungen teilzunehmen. Auch mache ich kein Hehl daraus, daß ich an solchen Dingen wenig Gefallen finde.“

Jan blickte ihn an. Er sah müde aus.

„Ich habe Bischöfe beim Feste gesehen, Eminenz, und in Vincennes sitzt ein Heiliger gefangen, der Abbé de Saint-Cyran. Ein seltsames Schauspiel.“

„Der Abbé de Saint-Cyran? Er war zu kühn. Ich liebe kühne Menschen, aber ich sperre sie ein, wenn ihre Kühnheit sich gegen mich richtet.“

„Gottlob, daß ich nicht zu den Untertanen Seiner Majestät gehöre.“

„Ist es Euch so wohl unter Eurem Kurfürsten? Man sagt, Ihr liebtet ihn nicht?“

Jan schwieg.

„Wie denkt der Kaiser über ihn?“

„Ich habe nicht die Ehre, zu den Vertrauten des Kaisers zu gehören.“

„Nun, ich wollte Euch nicht ausfragen. Neben mir von anderen Dingen. Obgleich ich nicht verschweigen will, daß der Kaiser von Oesterreich besser daran läte, dem Rate des Kurfürsten zuweilen mehr zu folgen. Denn seine Hilfsquellen erlauben ihm doch wohl nicht, den Krieg noch lange fortzusetzen. Oder wie ist Eure Meinung?“

„Meine Meinung ist, daß Frankreich eher Grund hat, den Frieden zu suchen. Euer Eminenz führt Krieg gegen Spanien, Deutschland, Holland; wenn ein Gegner ausschiebe, und zwar der mächtigste —“

„Ihr vergeht, daß Schweden —“

„Ach, Eminenz, Ihr wißt so gut wie ich, daß Schweden lieber heute als morgen Deutschland verlässe, wo es seinen König und die Blüte des Adels gelassen hat. Ihr selbst seid zu klug, um Schweden zu trauen.“

Der Cardinal neigte sich vor.

„Ihr habt bei Rheinfelden mit dem Herzog von Weimar gesprochen. Aber Ihr müßt Bernhards Worten nicht allzuviel Bedeutung geben.“

„Schüt' mich Gott, daß ich mit dem Verräter vertraulich geredet hätte!“

„Man braucht auch zuweisen Verräter.“

Jan zuckte die Achseln und schwieg.

Plötzlich lächelte der Cardinal.

„Ihr seid klug, Herr von Werth.“

„Nur vorsichtig, Eminenz.“

„Beliebt es Euch, einen Becher zu trinken?“

„Ich habe mir heute Enthaltbarkeit gelobt.“

Der Cardinal erhob sich und ging langsam, mit gesenktem Kopf auf und ab. Plötzlich blieb er stehen.

„Ich habe eine Neuigkeit für Euch: Herr Durante ist in Paris.“

„Aber gegen Euren Willen und gegen Euer Erwarten. Sonst hättet Ihr ihn wohl nicht vertraulich gewarnt.“

„Wer hat Euch das gesagt?“

„Seine Majestät der König.“

Richelieu stampfte mit dem Fuße auf.

„Das ist Geschwätz!“

„Verzeiht — von dem König oder von mir?“

„Ihr braucht mir den Degen nicht auf die Brust zu setzen.“

Er ließ sich dicht bei Jan nieder.

„Sagt — gibt es einen Menschen, den Ihr mehr haßt als mich? Nein, antwortet ruhig. — Oder antwortet nicht. Ich kenne Eure Gedanken. Aber ich glaube, Ihr kennt die meinen nicht. Lassen wir doch für eine kurze Spanne Zeit den Feldherrn und den Kanzler fallen; sprechen wir zusammen wie zwei Männer. Ich gestehe Euch, daß ich gerade, offene Männer wie Euch liebe, und nichts wäre mir angenehmer, als zu wissen, daß Ihr mich versteht. Werth, ich liebe mein Vaterland wie Ihr das Eure. Ich will es groß sehen. Ich strebe dieses Ziel an mit allen Mitteln. Ob ich's erreiche? Ich weiß es nicht. Bis ich selbst sage: „Ich kann nicht mehr“, soll aber kein Wille dem meinen entgegen sein! Versteht Ihr, keiner. — Ich habe viele Feinde, ihre Zahl ehrt mich.“

„Ich weiß nicht, Eminenz, zu welchem Zweck Ihr mir —“

Richelieu richtete sich wie erwachend auf und sagte mit leiser Bitterkeit in der Stimme:

„Ihr habt recht. Auch ich weiß nicht, weshalb ich Euch KonzeSSIONen mache. Nur das weiß ich, wir beide kommen nie zusammen.“

„Auch ich verehere gern, Eminenz, glaubt mir das. Aber daß Ihr unschuldig verfolgt, Frauen, die Euch nicht gefährlich werden können —“

„Herr von Werth, die Dame, die Ihr meint, und die Ihr in Corbeil gesehen habt — Ihr seht, ich weiß es — ist vorläufig noch nicht gefährlich. Gefährlicher Frauen

pflege ich mich rasch zu entledigen. Ich wünsche es für jene Dame, daß sie nie in meine Bläue tappt, nein, nicht einmal mit einer Fußspitze an sie rührt. Verstehst Ihr?"

„Hat Eure Eminenz noch Befehle für mich?"

„Nein. Ich hoffte, mit Euch etwas plaudern zu können. Aber geht. Ihr seid ein Starrkopf.“

„Ist nun einmal meine Art. Bin damit immer gut gefahren.“

„Lebt wohl, Werth. Und gebt mir die Hand. Kann ich Euch einen Wunsch erfüllen?"

„Es hat keinen Zweck, Euch zu bitten, daß Ihr die Verhandlungen wegen meiner Auswechslung beschleunigen möchtet, denn ich weiß zuverlässlich, Ihr hintertreibt sie. Ihr seht, auch ich weiß manches.“

„Werth, vor politischen Interessen muß der Mensch zurückstehen. Wenn ich Frankreich diene, indem ich zu verhindern suche, daß Ihr uns zu rasch wieder verlaßt, könnt Ihr es schelten? Ich weiß: Ihr sagt nein! Denn Ihr seid ehrlich.“

„Ist nun einmal meine Art. Bin damit immer gut gefahren.“

„Und Jean de Werth.“

„Und übrigens,“ sagte der Kardinal und begleitete Jan bis zum Ende der Terrasse, „wäre es grausam, den guten Pariser, die Euch so lieben, daß sie auf Euch Lieber singen, Eure Gegenwart nicht noch ein wenig zu gönnen. Also, seid geduldig und barmherzig. Und damit — Gott befohlen!“

12. Kapitel.

José Maria fällt vom Pferd, und Jan steigt wieder in den Sattel.

Ludwig der Dreizehnte hörte jeden Morgen die Messe in Sainte-Chapelle. Eines Tages begab auch Jan sich dorthin und richtete es beim Verlassen der Kapelle so ein, daß er dicht am Portal mit dem König zusammentraf. Der winkte ihm grüßend mit der Hand. Jan konnte nun nicht anders, als draußen dem Könige seine Reberenz zu machen.

„Wie geht es Euch, Werth? Es ist hübsch, daß Ihr an Gotteshäusern nicht vorbeigeht. Uebrigens bin ich Euch dankbar, daß Ihr Herrn Durante halbwegs am Leben gelassen habt. Er sagt, Ihr hättet ihn ebensogut abstechen können, denn Ihr wäret ein Meister.“

„Sire, als er den ersten Stich weg hatte, schwor er, damals nur deshalb so rasch nach Frankreich abgereist zu sein, weil er Euer Majestät einen wichtigen Dienst leisten zu müssen glaubte.“

„Sagte er das? In der Tat? Und darauf habt Ihr ihm vergeben? Ihr seid wirklich ein Edelmann, und ich bin Euch von Herzen gewogen.“

„Darf ich es wagen, Eure Majestät um einen Gefallen zu bitten?“

Ludwig sah sich unsicher um und rieb sich die Hände. Er wußte nicht, was er sagen sollte.

„Eine Bagatelle, Sire. Ich kenne hier in der Nähe eine junge Witwe, der der Kardinal, jedenfalls aus guten Gründen, nicht sehr gewogen ist. Eine Frau de Jussac, Sire. Sie ist ein wenig unvorsichtig, wie Frauen so sind. Und da ich ihr von früher her verpflichtet bin und sie vor ärgerem bewahren möchte, wäre ich glücklich, sie warnen zu können. Das heißt, auf mich würde sie nicht hören. Wenn ich daher Euer Majestät ansehn darf, ihr zwei Worte zu schreiben, etwa so: „Haltet Euch ruhig und gehorcht Seiner Eminenz, dem Herrn Kardinal“ — nichts weiter, so würde ich Gelegenheit haben, ihr diese Zeilen zustellen zu lassen.“

„Werth, ich tue Euch gern jeden Gefallen — aber —“

„Dank, Sire, ich wußte, daß Ihr meine Bitte gewähren würdet!“

„Der Herr Kardinal würde sehr ungehalten sein, daß ich mich in seine Angelegenheiten mische. Wenn Ihr versprecht, auch im Namen der Dame, daß er nichts erfährt... Nun gut, kommt in zwei Stunden in den Louvre, und man wird Euch den Brief ausshändigen. Oder besser, kommt nicht, es würde auffallen; ich werde Euch den Bittel schicken. Aber nur, weil ich Euch verpflichtet bin, Werth. Und geht nun, meine Herren Kavaliere sehen Euch schon mit eifersüchtigen Augen an.“

Jan entfernte sich zwei Schritte und blieb dann stehen. Einer der Edelknechte hatte in der Tat höchst ungehörige

Blicke auf ihn geworfen. In diesen trat er heran und jagte verbindlich lächelnd:

„Wünscht Ihr etwas von mir? Ich bin Werth.“

Der Franzose verneinte sehr höflich. Jan ließ ihn stehen und ging pfeifend davon. Nicht sehr weit. Dicht dabei war eine Gartliche, wo man ihn kannte. Dort ließ er sich einen Kapaun auf dem Roß braten, und nachdem er seinen Hunger gestillt hatte und selbstverständlich seinen Durst auch, ging er zu einem Kleiderhändler, erstand ein himmelblaues Alaswams, saß auf und ritt nach Vincennes zurück. Der Brief des Königs war schon da, geleselt, woran Jan am meisten lag. Dann hielt er José Maria eine kleine, hübsche Rede, der ihm darauf eigenhändig den Bart in eine so abenteuerliche Form schnitt, daß Herr de Meilleraye, als er in der Dämmerung den Donjon, in einen großen, schwarzen Mantel gehüllt, verließ, anhielt, da er ihn nicht erkannte.

Jan tat geheimnisvoll, mit Augenzwinkern und halben Reden, so daß der Kommandant jedem geschworen hätte, Jan ginge zu einem intimen Stellbichlein.

Gegen zehn Uhr des Abends klapperte der Galoppschlag eines gehezten Pferdes auf dem Schloßhof von Corbeil. Ein Reiter im schwarzen Mantel sprang ab und rief stuchend nach dem Befehlshaber der Wache. Der eilte herbei.

„Ein Brief von Seiner Majestät. Führt mich zu Frau de Jussac. Aber rasch, wenn es Euch gefällig ist. Ich habe Eile.“

Der Offizier hielt die Laterne hoch und sah das königliche Siegel. Zögernd trat er zur Seite und sagte:

„Folgt mir. — Seid Ihr vom Gefolge Seiner Majestät?“

„Seltsame Frage, mein Herr.“

„Weil ich Euch nicht kenne.“

„Ich war zwei Jahre beim schwedischen Heer. — Aber jetzt habe ich Eile, mein Herr.“

Marie-Anne war noch nicht zur Ruhe. Als sie in das Zimmer trat, verstört und ängstlich, da man ihr von einem dringenden Brief des Königs gesprochen hatte, sah sie den Boten unsicher an. Der trat rasch auf sie zu.

„Hört uns niemand?“

„Wer seid Ihr? Um Gott — Herr Jan!“

Jan hob mahnend die Hand. Dann verbrannte er den Brief über einer Kerze und sagte:

„So. Wir können drei Minuten plaudern.“

„Herr Jan! Daß Ihr an mich gedacht habt! Als ich Euch in der Kirche sah, war ich glücklich wie ein Kind. Wo ist Griet?“

„Mein Weib ist tot. Laßt das! Ich habe gelitten — aber reden wir nicht davon. Wenn sie mich hören kann, wird sie nicht böse sein. Denn ich habe Euch etwas zu gestehen, jetzt gleich — Ihr verzeiht, aber die Zeit drängt.“

„Sprecht!“

„Habt Ihr zuweilen an mich gedacht? Sprecht aufrichtig!“

„Ich habe immer an Euch gedacht. Immer! Wüßtet Ihr das nicht? An Euch gedacht — wie nie an einen Mann.“

„Ich würde Euch sagen, Marie-Anne, daß ich Euch liebe, wenn nicht —“

Sie sah ihn mit leuchtenden Augen an.

„Herr Jan!“ flüsterte sie und nahm seine Hand.

„Marie-Anne, weshalb habt Ihr jenen — Jussac —?“

„Ich wußte keinen Ausweg mehr. Und auch Griet. Uebrigens war er nicht schlecht — der Jussac.“

„Ah — er war also gut, und Ihr wart ihm dankbar, ohne Zweifel, und mochtet ihn gut leiden, und —“

Er hatte einen bösen Klang in der Stimme. Marie-Anne richtete sich stolz auf und sagte verweisend:

„Herr Jan!“

Dann glaubte sie zu verstehen, welcher Gedanke ihn so bewegte, und sie nahm seine Hand und spielte mit ihr, und indem sie ihren Kopf ganz tief auf sie neigte, flüsterte sie stotternd und leise:

„Er hat — mich nie berührt.“

Die Röte der Scham auf ihrem Gesicht wurde zur Röte des Glücks, denn Jan warf seine Arme um sie und preßte seinen Mund auf den ihren. Dann war ein tiefes, selbiges Schweigen.

Plötzlich ließ Jan sie frei.

„Die Zeit drängt. Ich muß fort, ohne aufzufallen. Sag' rasch — darfst du das Schloß verlassen?“

„Mit Begleitung — ja.“

„Gut. Von heute in einer Woche, um acht Uhr in der Dämmerung reitest du aus. Auf dem Wiesenweg nach La

Eloche, hörst du? Nichts weiter hast du zu tun. Wie viele sind bei dir?"

„Ein Kavaliere und eine Dame.“

„Vortrefflich. Du reitest ein wenig voraus. Alles übrige laß mich machen. Und nun — gute Nacht, süßes Herz! Geliebte! Weib!“

„Mein Jan!“

Jan riß sich los und eilte die Treppen hinab. Unten erwartete ihn der Wachhabende.

„Alles erledigt?“

„Ja,“ sagte Jan, sprang auf sein Pferd und galoppierte davon.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ende des Petar Brujac.

Eine Geschichte von der montenegrinischen Grenze.

Von Martin Proskauer.

Als die österreichischen Soldaten die Bergstraße bauten, die von Cattaro aus am Wadthaus Krstac vorbei den Lovcen heraufzieht, war Petar Brujac, der Sohn des Hirten Stanko Brujac, ein kleiner Junge von 10 Jahren. Jeden Morgen lief er aus Brba, wo sein Vater die langhaarigen weißen Ziegen hütete, fort und suchte die Soldaten auf, denen er kleine Gürtel um Tabak oder Salami besorgte und wo immer ein paar Kreuzer für ihn abfielen. Als die Bergstraße fertig war und die Automobile aus Ragusa und Cattaro die engen Felsen herauf bis nach Cetinje hinein ratterten, war auch Petar Brujac größer geworden und stet nicht mehr um 2 Kreuzer einen halben Tag die Serpentine entlang.

Jetzt hungerte er an der Marina unten in Cattaro herum, wo die Dampfer aus Triest anlegten, und hängte sich an die Fremden, denen er das Gepäck schleppte, die Stadt zeigte und auf alle Fälle Kronenstücke einludete. Wenn kein Dampfer in der Bucht zu sehen war, half Petar den Fischern oder hungerte in den Felsenhängen herum, die Cattaro schwarz und wichtig umrahmen.

Eines Tages kam ein Schiff, dem ein magerer Herr entstieg, der die ihm umlauern den montenegrinischen und dalmatinischen Jungen genau ansah, dann den Petar zu sich heranzwinkte und ihm seine Tasche zu tragen gab.

Reibisch sah die andern auf Petar, der anscheinend einen ganz reichen Forstiere erwischte hatte und stolz hinter dem Herrn herleuchte. Der Fremde ging in das nächste Hotel, nahm den Jungen mit in sein Zimmer und begann ihm auszuklagen. Da der Fremde ganz gut italienisch sprach, eine Sprache, die Petar in den Jahren seiner Tätigkeit im Hafen längst aufgeschnappt hatte, war die Verständigung leicht; und nach einer Stunde verschwand Petar im Trabe aus dem Hotel.

Am Abend kam er wieder, wurde von dem Fremden in sein Zimmer gelassen und berichtete, was er erforscht hatte. Der fremde Herr schrieb jedes Wort eifrig mit und nickte, denn die Auskunft, die Petar brachte, bewies, daß er bei geeigneter Anleitung ein tüchtiges und wertvolles Werkzeug im Dienste der englisch-französischen Spionage an der Adria werden konnte.

Der Herr sah Petar lange prüfend an. Petar erwiderte den Blick aus seinen verträumt blinzelnden Augen, schenkte mit den Beinen und sagte ruhig:

„Oh, Signore, hab' ichs gut gemacht? Soll ich auch zum Fort Trinita und Fort Vermac gehen?“

Der Fremde schwieg verblüfft. Petar lächelte und sagte: „Und das neue Fort da oben am Lovcen, unterhalb Petrovici, das jetzt gebaut wird, das ist doch auch sehr schön?“

Damit hatte Petar, der Sohn des Regenhirten, gesiegt und war eine halbe Stunde später im Besitz von soviel Kronen, wie er vorher kaum Heller besessen hatte. Außerdem hatte er die begründete Aussicht, bald noch mehr zu verdienen. Er war sehr befriedigt, ebenso der Fremde, der schon am nächsten Morgen mit dem Dampfer abfuhr.

Einige Zeit später verschwand Petar Brujac, der inzwischen durch bunte Schlüße und glitzernde Fingerringe berechtigtes Aufsehen unter den ehemaligen Fremden an der Marina gemacht hatte, aus Cattaro und damit aus dem Gesichtskreis der mißtrauischen Financier, die den montenegrinischen „Bazi“ schon lange mit Verdacht beobachtet hatten.

Aber schon 2 Jahre darauf tauchte Petar Brujac wieder auf. Er trug wieder die montenegrinische Tracht und die strohgeschichteten Dvanken, hielt sich sorglich von jeder verdächtigen Annäherung an die Forts fern und verlebte seine Tage friedlich als bleibender einfacher Fischer. Bei Oravovac, dem kleinen Ort über der Bucht, dicht am Futabacht, stand ein leeres Häuschen. Dort nistete er sich ein, malte das Haus schön hellrosa und die Fensterläden leuchtend hellblau an und brachte im übrigen seine Fische jede Woche auf den Markt an der Porta Sumera in Cattaro, wo er mit den Korporalsfrauen als echter Sohn der schwarzen Berge eifrig um jeden Heller feilschte.

Da grölte der Donner durch Bosnien und das Krassenland und rollte durch Oesterreich weiter über Europa. Der Krieg begann, der zweite und dritte Kriegsmonat folgten. Die Steine des Lovcenberges splitterten von Granaten aus österreichischen und montenegrinischen Geschützen, und vor der Bocche lauerte das französische Panzergeschwader.

Da ließ sich eines Tages der Hafenkapitän beim Brigadefeldkommandanten von Cattaro melden.

„Erzählen,“ sagte er, „ich brauche ein paar tüchtige Leute. Wir haben nämlich irgendwo einen Spion hier. Eben bekam ich wieder die telegraphische Meldung, daß unsere Unterseeboote an der Lustica von dem französischen Geschwader beschossen worden sind. Das ist nun schon das fünfte Mal in diesem Monat. Erzählen müssen selbst, daß man, wenn's mit rechten Dingen zugeht, von da draußen kein Unterseeboot erkennen kann.“

Der Brigadier runzelte die Stirn:

„Was wollen Sie machen?“

„Ich hab' einen Verdacht,“ sagte der Hafenkapitän, „aber ich muß erst Gewißheit haben. Dazu brauche ich ein paar gute Schützen als Patrouille.“

Der General nickte und winkte einem Adjutanten. Am Abend stieg der Kapitän mit fünf Mann vom Felsjägerbataillon, alle das Schützenmüß' am Rock, in ein Motorboot und fuhr die Bucht entlang gegen die Adria zu. Vor dem Canafe bi Kombur schon hielt das Boot, die Männer stiegen aus und kletterten die Berglehne hinan zwischen die Felsen. Die Nacht kam, ein Scheinwerfer aus dem Fort Mamola strich mit seinem riesigen weißen Finger über die Bucht; unbeweglich lagen die Männer, aber nichts rührte sich, nichts leuchtete auf, was als Signal dem Feindgeschwader dort draußen hinter dem Berge hätte gelten können.

Endlos dehnten sich die Stunden, bis die Dörfer und Inseln wieder im hellen Morgenslicht dalagen. Der Kapitän hob das Fernrohr an die Augen und suchte Strich um Strich das Gelände ab.

Plötzlich fuhr er zusammen, stellte das Rohr noch schärfer ein und richtete es auf ein kleines helles Fleckchen, das harmlos und friedlich im Bergschatten lag. Die Felsjäger folgten der Richtung des Glases. Ihre Augen, gewöhnt, im Gebirge die Gemien auszuspähen, sahen zusammengekniffen und doch schärfer dort hin.

„Ja mei,“ brummte einer, „das is a Noan's Haus'! weiter ni!“

Da hielt ihm der Offizier schon das Fernrohr hin.

„Grad auf das Haus'! schau und auf die Fensterläden,“ sagte er hastig, „und sag' an, was er macht!“

Der Felsjäger blickte durch das Rohr:

„Jesias, was is das? Da is oaner narrisch geword'n! Immer auf und ab mit die Fensterläden!“

Der Kapitän nahm sein Notizbuch und einen Bleistift und befahl:

„Jetzt paß genau auf, wie er die Fensterläden aufmacht, ob beide auf einmal oder einen! Sag's genau an, hörst du!“

Eintönig begann der Soldat:

„Daneer — beide — oaner — beide — beide — oaner...!“

Der Offizier machte hastig Striche und Punkte in seinem Buch. Wahrhaftig — kurz — lang — kurz — lang — brummte er vor sich hin, „einfach nach dem Morsealphabet! So ein Kerl, so ein miserabler! Telegraphiert mit den Fensterläden nach den Kriegsschiffen da draußen! Na wart', Du Dum!“

Er klappte das Buch zu, ließ die Soldaten antreten und fuhr gleich darauf im Schatten der Berge das Ufer entlang bis zur Futabacht. Hier unten ließ er drei Mann zwischen den Felsblöcken sich verstecken, mit den beiden andern stieg er den steilen Hang zu dem rosafarbenen Haus mit den hellblaugestrichenen Fensterläden hinauf. Friedlich und harmlos lag das Häuschen da. Da kletterte unter dem Fuß des Kapitäns ein großer Stein polsternd in die Tiefe, oben am Häuschen flog die Tür auf, und ein Mann sprang in langen Schritten heraus, über die fessigen Platten des Abhanges hinauf zum Grat.

Ehe noch der Offizier einen Befehl geben konnte, knallte von unten aus der Bucht ein einziger Schuß, scharf und peitschend, und der Mann fiel, im Sprunge zusammenknirschend, auf das Gesicht nieder.

Als die Soldaten hinzueilten und den Mann umdrehten, fanden sie, daß Petar Brujac die Kugel gerade in den Kopf bekommen hatte. Mit einer Hand hielt er noch das Stigmazeichen-Buch krampfhaft fest umklammert.

Und unten an der Bucht entfiel der Felsjäger, der eben geschossen hatte, sein Gewehr und sagte gleichmütig zu den beiden Kameraden:

„Is scho' recht gescheh'n! Der Kerl, der tut uns ni mehr ausspionier'n!“

Die Entstehung des Pfluges.

Die segensreiche Arbeit des Pfluges hat jetzt wieder begonnen, um den Boden für die in diesem Jahre so besonders wichtige Nahrung vorzubereiten. Wir können uns heute keinen Ackerbau, keine Landwirtschaft ohne dies uralte befruchtende Gerät vorstellen, und doch hat es Zeiten gegeben, in denen der Pflug unbekannt war. Die Entstehung und Erfindung des Pfluges schildert der um die Erforschung der primitiven Wirtschaftsformen so hochverdiente

Professor Eduard Dahn in einem vor kurzem erschienenen Buche „Von der Hade zum Pflug“. In alten Zeiten und Religionen glaubte man, daß dieses wichtigste Ackergerät göttlichen Ursprungs sei und von den Himmlichen zu den Menschen herniedergebracht wurde. So kam es, daß die nach den Sternen schauenden Urvölker der Kultur auch den Pflug als ein überirdisches Geschenk an den Himmel verjetzten, und die Astrologie der alten Babylonier, Ägypter und Griechen gibt uns wertvollen Aufschluß über die Uebersicht des Gerätes. Das auffallendste Gebilde des Himmels, das breite Band, das sich etwa von Osten nach Westen erstreckt, wird ja noch heute als Straße bezeichnet, und damit steht in engem Zusammenhang, daß eines der größten Gestirne als Wagen erscheint. Der Gedanke liegt zu Grunde, daß sich die Götter auf der himmlischen Straße im Wagen fortbewegten, und der himmlische Wagen erscheint ursprünglich als der Thronwagen der Gottheit. In einem leicht verständlichen Doppelsinn wird der Wagen nun aber in vielen Gebieten, in denen die Pflugkultur sich einbürgerte, „der Pflug“ genannt, und am griechischen Sternenhimmel nannte man ein in der Nähe des Wagens stehendes Gestirn den „Dämonenführer“ oder „Pflüger“. Ueberall in der alten Mythologie, von der vorderasiatischen Königsage bis zu der alttestamentlichen Geschichte der Propheten Elias und Elia lehrte diese eigenartige Verbindung von Wagen und Pflug zurück, und Virgil in seinem so wertvollen landwirtschaftlichen Gedicht berichtet, daß nach der antiken Anschauung das Sternbild des Stiers die Pflugfurche über den Himmel ziehe. Aus diesen Symbolen des gestirnten Himmels geht hervor und die Erforschung der Tatsachen beweist es, daß die Erfindung des Wagens der des Pfluges vorangegangen sein muß. Wahrscheinlich war es zuerst der Himmelswagen der Götter, der von den Priestern nachgebildet wurde, um dem Volke die Fahrt der Himmlichen zu veranschaulichen. Der Thron, auf dem die Götter saßen, wurde zum Gefährt, von dem aus sie die Geschicke der Menschen lenkten. Die Erfindung des Wagens ist wohl so zu erklären, daß den Anlaß dazu zwei Spinnwirtel, runde Scheiben, die in der Mitte durchbohrt waren, gaben, die man auf eine Achse steckte. Nebenfalls ist der Wagen in seiner Verbreitung ursprünglich ganz auf das Gebiet der Pflugkultur beschränkt; er war da, bevor in diesen Gegenden der Pflug die frühere Form der Landwirtschaft, den Hackbau, ablöste. Und auch der Gebrauch der Jüglere muß sich bereits vor der Entstehung des Pfluges eingebürgert haben. Es war ein gewaltiger, für uns heute freilich schwer begreiflicher Fortschritt in der Entwicklung der Menschheit, als man dazu überging, das Tier in den Dienst der Kultur zu stellen, indem man es zum Ziehen eines Wagens verwendete. Es sind wahrscheinlich die heiligen Tiere, die den Gottheiten beigegeben waren, die man nun auch dazu benutzte, den Wagen der Gottheit auf ihrer heiligen Fahrt durchs Land zu ziehen. Zahlreiche Jeremonten aller Kulte weisen darauf hin; man denke nur an die Fahrt der altgermanischen Nerthus. Und zwar ist der Ochse in erster Linie der dienende Genosse der uralten Ackergöttinnen, die als die Vertreterinnen des Fruchtbarkeitsprinzips als die Mütter der Menschheit gedacht waren. Es ist ganz unmöglich, anzunehmen, wie man früher getan hat, daß der Pflug das erste Juaggerät gewesen sei. Die Ueform des Ackerbaues, bei der mit dem Grabstod oder der Hade eine Gartenanlage, kein Getreidefeld geschaffen wurde, bot keine Vorbedingungen für die Entstehung des Pfluges; ein einfaches Fortschreiten vom Hackbau zum Pflugbau wäre ein unvorstellbarer Sprung, den die Entwicklung nicht macht. So mußten als Zwischenglieder Wagen und Jüglere aufkommen, und das Jüglere mußte auch schon in der Stellung sein, in der wir es dann am Pflug in den allermeisten Gebieten bis auf die heutige Zeit ausschließlich finden; es mußte von dem Götterwagen an ein ebenso hochheiliges Gerät, wie es der Pflug in seinen Anfängen war, überführt werden. Aus der Tiefe dieser religiösen Vorstellungen entstand der Pflug, der, wie die ägyptischen Geräte noch zeigen, zunächst der Hade außerordentlich gleich, aber in einem ganz anderen Sinne und in ganz anderer Handhabung verwendet wurde. Die Hade war von Männern und Frauen bis dahin zumeist in podender Stellung gebraucht worden; der Besteller des Gartens arbeitete vor sich weg. Nun diente der Pflug dazu, um mit dem kürzeren Ast im langen Zuge vor dem Pflüger her den nackten Schoß der Erde aufzureißen; beim letzten Pflügen wurde dann die Saat der Furche anvertraut, und so entstand das fruchtbare Feld der Erde, das sich im Getreidefeld uns darstellt. Grado für Babylonien, wo wir wohl die Entstehung des Pfluges und des Getreidefeldes zu suchen haben, war dies befruchtende Gerät wie geschaffen, denn die ausgebehten Schlammflächen, die die Ueberschwemmung der großen Ströme hinterließ, die dann die Sonne schnell ausdorrte und in tief gefaltene Schollen zerriß, verlangten ein Werkzeug, das zwischen dem Kanal, der die Wasserzufuhr brachte, und dem Reich, der das Feld vor der Ueberschwemmung schützte, als Vorbereitung für die Saat die lange Furche in den Acker zog.

Vermischtes.

* Vom guten Soldatentiefel. Daß der preussische rindlederene schwarze Infanterietiefel unübertroffen ist und den mannigfaltigsten Ansprüchen und Witterungen am besten Genüge

leistet, das ist das Ergebnis der im jetzigen Kriege gemachten Erfahrungen über das zweckmäßigste Schuhwerk für den Soldaten, wie Oberarzt Dr. Glasewald in einem Aufsatz über wasserdichte Fußbekleidung und Erkränkungen in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift mittelt. Der Infanterietiefel muß allerdings von dem Träger richtig angewendet werden, denn bei Benutzung zu dicker Lagen von Strümpfen und Fußklappen wird die Blutcirculation herabgeleitet und damit die beste Vorbedingung für ein Erkranken des Fußes geschaffen. Gegen das Erkranken der Füße glauben sich nun unsere Soldaten am besten durch wasserdichte Stiefel schützen zu können. Diese große Wertschätzung des wasserdichten Stiefels ist aber ein Irrtum, denn bei völlig wasserdichter Fußbekleidung ist die Gefahr der örtlichen Erkränkung größer als bei einem durchlässigen Stiefel. Die große Mehrzahl der im Gebrauch befindlichen Militärstiefel, auch der größte Teil dieser, die für wasserdicht gehalten werden, ist nun aber freilich nicht wasserdicht. Entweder bestehen sie aus einem etwas porösen Leder, das nur bis zu einer gewissen Zeitdauer der Durchdringung standhält, oder aber, wenn sie aus undurchlässigem Leder gearbeitet sind, haben sie an den Nähten und am Sohlenansatz kleine Löcher. Die wirklich wasserdichten Stiefel aus Leder oder aus Gummi, mit oder ohne Ausfütterung durch Schweinsblase können freilich viele Tage lang im Wasser stehen, ohne daß ein Tropfen Feuchtigkeit ins Innere dringt. Aber dieses Stiefelideal an Wasserdichtigkeit hat beim Gebrauch schwere Nachteile. Im wasserdichten Stiefel bleibt der beim Marsch durch die Ausdünstung naß gewordene Fuß sehr viel länger naß als im durchlässigen; eigentlich mißte er dauernd naß bleiben, da ebenso kein Wasser von ihm heraus kann, wie feins von außen herein. In Wirklichkeit wird aber die Feuchtigkeitmenge allmählich doch durch die zwischen Fuß und Stiefel liegenden Schichten von Wollgewebe aufgelassen. Sodann stellt wasserdichtes Leder ein viel dichteres Gewebe dar und enthält fast gar keine luftgefüllten Spalträume; deshalb wird der zwischen Stiefel und Fuß liegende Raum allmählich immer luftärmer und wasserreicher und leidet die Wärme besser. Die äußersten Strümpfschichten frieren in solchen Stiefeln leichter zu Eis, und ein Erkranken des Fußes ist viel eher möglich. Sobald also ein tägliches oder wenigstens häufigeres Wechseln der Strümpfe und Stiefel nicht möglich ist, bedeutet der wirklich wasserdichte Stiefel direkt eine Gefahr. Das zeigt sich auch besonders bei Verwundeten, die ja oft mehrere Stunden im Freien in der Kälte liegen bleiben.

Büchertisch.

— Kunstwart. Zweites Aprilheft 1915. (Kriegs-Ausgabe zum halben Preis. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) Größere Aufsätze: Uenarius, „Ich kenne nur noch Deutsche“. Wolfgang Schumann, „Wäcker der Zeit“. 2. Zu der Frage: Was man heute lesen soll? Otto Parinng, Ueberlieferung und bewusste Kunst. Werner Lindner, Kriegserziehung in Gedankstätten. In der Rundschau u. a.: Uenarius, Kriegergerichte und Kriegsküche. Stapel, Gewalttaten im Kriege. Dalkel, Krieg und Kinematographie. Leopold Schmidt, Berliner Musik im Kriege. Bürcher, Frau Lang usw. Bilderbeilage: Maximilian Schels, Vormorgen im wilden Kaiser. (Farbig.) Werner Hundenburg-Bildnisse von Bernhard Winter und Rudolf Niege. Notenbeilage: Otto Crusius, Die heilige Not.

— „Athena“. Im neuesten (9.) Heft dieser Altay-Ausgabe von „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), ist auf den 100. Geburtstag des Fürsten Bismarck in Wort und Bild hingewiesen. Wir finden da neben dem erhabenden Gedicht von Karl Kosner Bismarcksworte von Christa Gräfin Giesfeldt, Erinnerungen eines Verwaltungsbeamten, Briefe von Bismarcks Frau und die schöne Bismarckbüste von Reinhold Vegas. Selbstverständlich begegnen wir auch in diesem Text hübschen Bildern. Den Araber in Hüte und Palast lernen wir in einem Artikel kennen; wir können uns in eigenen Berichten über die Vorgänge auf beiden Kriegsschauplätzen orientieren und finden weiter Lesenswertes in Poesie und Prosa.

Verstärkfel.

Man suche ein Sprichwort, dessen einzelne Silben in folgenden Wörtern versteckt sind, wie die Silbe „an“ in „Wanderer“.

Rudersport — Viskelenduell — Krimband — Bodenschach — Kammerdiener — Sorbonne — Landgericht — Granbänden — Großmacht.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Arithmogriphs in voriger Nummer:

Dahn — Adda — Sofran — Rad — Anden — Danaë — Fasan — Anna — Hefe — Raff — Bede — Neander; Das Radfahren.